

Das Buch

Der Frühling in Le Lavandou ist herrlich, und Leon genießt das südfranzösische Leben auf seinem Weinberg mit Isabelle. Doch so entspannt bleibt es nicht lange: Leon wird zu einer Obduktion gerufen. Der Tote wurde auf brutale Weise gefoltert, doch dank einer DNA-Spur gibt es schon bald einen Verdächtigen. Als jedoch eine weitere derart zugerichtete Leiche auftaucht, ist Leon nicht mehr derselben Meinung wie die Staatsanwaltschaft und begibt sich auf Spurensuche. Und er wird fündig: Als er ein 20 Jahre altes Grab öffnen lassen will, führt das fast zum Bruch mit Isabelle, doch er kann sich durchsetzen. Wenig später steht er vor einer schwierigen Entscheidung: Ist er wirklich auf der richtigen Fährte, oder verrennt er sich in eine Verschwörungstheorie über jahrzehntealte Machenschaften?

Der Autor

Remy Eyssen, geboren 1955 in Frankfurt am Main, arbeitete viele Jahre als Redakteur und freier Autor für Tageszeitungen und Magazine. Anfang der 90er Jahre entstand die erste Zusammenarbeit mit dem ZDF. Seitdem schreibt Eyssen erfolgreich Drehbücher für TV-Serien und Filme für alle großen deutschen Fernsehsender im Genre »Krimi und Thriller«.

Von Remy Eyssen sind in unserem Hause bereits erschienen:

Tödlicher Lavendel

Schwarzer Lavendel

REMY EYSEN

GEFÄHRLICHER LAVENDEL

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage April 2017
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: mauritius images/age/© Jesús Nicolás Sánchez
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Kepler Std
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28906-9

Meiner Frau und meiner Tochter.
Für ihre Geduld und ihren Rat.

PROLOG

Mittelmeer, Juli 1995

Das angeschlagene Fischerboot kämpfte gegen die Wellen, die sich wie wütende Raubtiere auf den Kutter stürzten. Es war stockdunkel, kalt, und der Sturm brüllte ohrenbetäubend. Nur gelegentlich rissen die Wolken auf und gaben den Vollmond frei, der mit fahlem Licht eine Szene wie aus Dantes Inferno beleuchtete. Die Menschen, die sich an Bord drängten, schrien auf, wenn das Wasser übers Deck schoss und gurgelnd im Niedergang verschwand, der zu dem altersschwachen Dieselmotor führte. Blass vor Angst saßen die Frauen in der Mitte auf den glitschigen Planken, umklammerten ihre Kinder und stützten sich gegenseitig, um nicht von Bord gespült zu werden. Die Schleuser hatten das Boot mit Flüchtlingen so überladen, dass es gefährlich tief im Wasser lag. Der Freibord ragte keinen halben Meter mehr aus der aufgewühlten See, und der Sturm schleuderte einen Wasserschwall nach dem anderen über Deck.

»Gott steh uns bei«, dachte der Mann. Er hatte sich an den Wanten festgeklammert, die den kurzen Mast des Fischerbootes stützten, an dem früher einmal die Netze heraufgezogen worden waren. Jetzt war der Mast verrottet und morsch, wie alles an diesem verdammten Boot. Der Wind war kalt, und der Mann fror erbärmlich in seiner nassen Kleidung.

»Warum sind wir immer noch nicht da? Wir sollten die Küste längst erreicht haben«, dachte er und starrte in die

Nacht, während immer neue Wellen heranrauschten. Drei Tage und drei Nächte waren sie bereits unterwegs. Dabei hatten die Schleuser versprochen, dass die Überfahrt keine 24 Stunden dauern würde. Drei Tage und drei Nächte voller Angst und Verzweiflung. Das Trinkwasser war längst aufgebraucht. Der Mann hatte gesehen, wie Flüchtlinge um die letzten Becher mit dem Messer gekämpft hatten.

Hauptsache, seine Frau und das Baby waren einigermaßen sicher, dachte er. In der Dunkelheit konnte er sie zwar nicht erkennen zwischen all den Menschen, aber er wusste, dass sie da waren und dass die Frauen sich gegenseitig halfen.

In diesem Moment war ein metallisches Knirschen aus dem Motorraum zu hören, und dann verstummte mit einem Schlag der Diesel. Für einen Augenblick war es so, als wäre das Herz des Bootes stehen geblieben. Die Menschen flüsterten ängstlich, und die Schleuser schrien Befehle. Taschenlampen wurden eingeschaltet. Aus der Luke zum Motorraum stemmte sich ein drahtiger Junge, keine zwanzig Jahre alt. Seine Hände waren schwarz vom Öl, an seiner Stirn klaffte eine Wunde, und Blut lief ihm über das Gesicht. Der Junge hielt einen rostigen Schraubenschlüssel in der Hand. Als er bedauernd den Kopf schüttelte, traf ihn der Fußtritt eines Schleusers, der eine *Kufiya*, das traditionelle arabische Tuch, um den Kopf geschlungen hatte. In der Hand hielt er eine Kalaschnikow. Der Junge verschwand erneut unter Deck.

Das aufgewühlte Meer spielte jetzt mit dem steuerlosen Fischerboot wie mit einem Korken. Das Schiff wurde angehoben, gedreht, geschoben, nur um im nächsten Augenblick wieder in ein Wellental abzusacken. Der Mann hörte

Frauen laut jammern, andere hockten auf allen vieren am Boden und kotzten sich die Seele aus dem Leib. Eine neue Welle ließ das Boot quer schlagen. Der nächste Brecher würde mit voller Wucht die Flanke des Schiffs treffen – das wäre das Ende. Die Menschen an Deck sahen die aufgewühlte See heranrollen und schrien. Sie drängten zur windabgewandten Seite des Bootes und brachten es in eine gefährliche Schiefelage. In diesem Moment feuerte der Schleuser mit seiner Kalaschnikow über die Köpfe der Passagiere hinweg, die sich in Todesangst aufs Deck warfen. Das Boot pendelte zurück. Wasser schoss über die Reling. Die Welle riss die, die stehen geblieben waren, von den Füßen. Verzweifelt versuchten sie, sich irgendwo festzuklammern. Ein Passagier, der einen blauen Plastiksack im Arm hielt, wurde von der Welle wie Abfall über Bord gespült. Ohne einen Laut verschwand der Fremde im dunklen Meer. Niemand sah ihm nach.

Die letzte Welle hatte das Boot gedreht, und jetzt schob die Strömung es wieder in Fahrtrichtung. Doch ohne Motor war das überladene Schiff verloren. Sie würden alle sterben, dachte der Mann und verfluchte sich dafür, dass er seine Familie in so große Gefahr gebracht hatte.

Aus den Augenwinkeln sah der Mann, dass einer der Schleuser einem anderen etwas zurief. »Nur die *Kuffar!*«, verstand der Mann. Jetzt suchten sie also nach den Ungläubigen, den Christen. Für einen Moment hatte der Mann das Gefühl, ohnmächtig zu werden.

Der Schleuser stieß einem der Flüchtlinge den Lauf der Kalaschnikow in die Rippen. »*Bi smi llahi r-rahmani r-rahim ...*«, begann der Schleuser, auf Arabisch aus dem Koran zu zitieren und fixierte mit lauerndem Blick sein Opfer. Der Flüchtling schaute sich verzweifelt zu den anderen

um, alle wichen seinem Blick aus. Er kannte die arabischen Worte nicht, er konnte nicht die Eröffnungssure »Al-Fatiha« aus dem Koran rezitieren, denn er war Christ. Der Schleuser feuerte nur einen Schuss. Blut schoss aus der Kopfwunde des Flüchtlings, als er rückwärts über Bord ins Meer stürzte. »*Allahu Akbar!*«, sagte der Schleuser und richtete seine Waffe auf den nächsten Passagier.

Gleich würden die Schleuser auch vor ihm stehen, dachte der Mann. Sie würden ihn töten, so wie sie jetzt alle Christen auf diesem Boot töten und über Bord werfen würden. Der Mann flehte zu Gott, dass sie nur seine Frau nicht entdeckten. Dann stand der Schleuser vor ihm, sah ihm in die Augen und richtete den Lauf der Maschinenpistole auf seinen Kopf. Der Mann sah zum Himmel, wo jetzt die Sterne zu sehen waren, so endlos viele Sterne. Dann schloss er die Augen.

1. KAPITEL

21 Jahre später

Leon Ritter nahm die Abkürzung durch die Gärten. Er liebte den Weg zwischen den alten Mauern, wo sich die Smaragdeidechsen auf den Steinen sonnten. Es war erst März, aber trotzdem schon angenehm warm, und die Einheimischen prophezeiten einen heißen Sommer. Die ersten Touristen saßen vor den Cafés und Bistros in der Sonne. Alle Boutiquen, Souvenirshops und Restaurants hatten geöffnet. Die Saison begann vielversprechend, und trotzdem sahen die Bewohner von Le Lavandou argwöhnisch zum blassblauen provenzalischen Himmel hinauf. Es hatte seit Monaten nicht mehr geregnet. Und das Wetter, das die Feriengäste so genossen, bereitete den Menschen, die hier unten am Meer lebten, Sorge. Die Natur brauchte dringend Wasser.

Die Bäume hatten viel zu spät Blätter bekommen, und dort, wo um diese Zeit schon grüne Wiesen stehen sollten, war der Boden trocken und hart wie Beton. Die Oleandersträucher hatten bis jetzt nur vereinzelte Blüten getrieben, und bei den Mimosen, die um diese Zeit längst üppig blühen sollten, hatte es nur zu ein paar kleinen gelben Rispen gereicht. Es war eine Katastrophe. Schließlich begann die Saison jedes Jahr Ende März traditionell mit dem großen Blumenkorso. Ein überregionales Ereignis, zu dem viele Gäste erwartet wurden. Aber dieses Jahr stand es schlecht um das große Fest. Man würde die Blumen in Italien be-

sorgen müssen, *quel dommage!* Nur der Ginster stand dicht und grün, und Leon musste sich bücken, wenn die Büsche mit den gelben Blüten von oben quer über seinen Weg wucherten.

Hinter den rotbraunen Dächern des kleinen Küstenortes glitzerte das Meer in der Morgensonne. Leon blieb einen Moment stehen, er atmete tief ein und hatte das Gefühl, dass er das Wasser riechen konnte. War er nicht genau deswegen hierhergekommen? Dr. Leon Ritter, erfolgreicher Rechtsmediziner an der Frankfurter Uniklinik, hatte eines Tages alles stehen und liegen lassen, um an die Klinik Saint-Sulpice zu wechseln. Ein Krankenhaus in der Provence, ausgerechnet. Nicht gerade das Sprungbrett zu einer großen Karriere. Doch für Leon war dieser Schritt viel mehr gewesen. Er war seine Rettung, sein Bruch mit der Vergangenheit, seine Flucht vor den schlimmen Erinnerungen, die ihn fast um den Verstand gebracht hatten.

Einige seiner Kollegen an der Uniklinik in Frankfurt hatten ihn gewarnt, er würde sich zu Tode langweilen – sie hatten keine Ahnung. Leon, Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, genoss das ruhige Leben des Südens. Beim Spaziergang durch die Gärten, dem morgendlichen *Café Crème* im Bistro, dem unvergleichlichen Blick über das Meer und zu den Inseln wusste Leon, dass er genau richtig entschieden hatte.

Heute war Samstag, und Leon nutzte den freien Tag, um sich im *Maison de la Presse* die *Frankfurter Allgemeine* und den lokalen *Var-Matin* zu kaufen. Zehn Minuten später hatte er sich in seinem Lieblingscafé niedergelassen. Das *Chez Miou* lag direkt am Bouleplatz. Unmittelbar dahinter führte die Uferpromenade vorbei, und danach kam nur

noch die weitgeschwungene Bucht mit dem breiten Sandstrand, für den Le Lavandou so berühmt war.

Der Bouleplatz war das Informationszentrum des Ortes. Ob jemand schwanger, pleite oder krank war, die Spieler am Quai Gabriel Péri wussten immer zuerst Bescheid. Beim Boule wurde über die heimlichen Amouren des Bürgermeisters genauso offen diskutiert wie über die Wettleidenschaft des Apothekers oder das Alkoholproblem des Priesters. Hier am Bouleplatz gab es Ratschläge zu jeder Lebenslage, dazu noch Tipps für günstige Immobilien oder Handwerkerarbeiten, die natürlich nur schwarz vermittelt wurden. Ganz nebenbei gab es im *Miou* den besten *Café Crème* im Ort, und gelegentlich wurde auch Boule gespielt.

Leon hatte sich an einem der Tische unter den Platanen niedergelassen und die Zeitung aufgeschlagen. Yolande, die Frau von Jérémy, dem Besitzer des *Miou*, kam betont langsam zu Leon herüber. Dabei blieb sie zwischendurch stehen und tat so, als müsste sie sich ein paar Krümel von ihrem engen Strickjäckchen wischen, das sich gefährlich knapp über ihrer üppigen Oberweite spannte. Dabei achtete sie darauf, dass der *Docteur* aus Deutschland ihre Schokoladenseite zu sehen bekam.

»*Bonjour, Docteur*«, begrüßte Yolande ihren Gast.

»*Bonjour, Madame*«, antwortete Leon. »Einen *Crème* und ein *Croissant*, *s'il vous plaît*.«

»Sind Männer wirklich so verrückt?«, fragte Yolande und nickte in Richtung des *Var-Matin*, den Leon auf den Tisch gelegt hatte. Die Schlagzeile lautete: »*Juge Lambert – sur la course d'un amour fou?*« Der Richter, mit einer Geliebten durchgebrannt?

»Manche Frauen können Männer schon in Versuchung bringen«, antwortete Leon mit einem Lächeln. Und Yo-

lande war nicht ganz sicher, ob das ein Kommentar zu Richter Lamberts vermeintlichem Seitensprung oder ein an sie gerichtetes Kompliment war.

Das Verschwinden von Richter Nicolas Lambert war seit Tagen Gesprächsthema Nummer eins in Le Lavandou. Der Jurist, der sich besonders für die Rechte von Flüchtlingen einsetzte, war vor fünf Tagen zu einem Vortrag an der Universität von Aix-en-Provence gefahren. Aber dort war er nie angekommen. Es fehlte jede Spur von ihm. Zunächst war ein Anschlag durch rechte Extremisten vermutet worden, aber entsprechende Bekennerschreiben blieben aus. Nicolas Lambert war am Nachmittag zu Hause aufgebrochen und seitdem verschwunden. Seine Frau hatte sich vor den neugierigen Reportern in ihre Villa am Meer zurückgezogen. Jetzt suchten die Journalisten verzweifelt nach Neuigkeiten zu diesem mysteriösen Fall. Vielleicht hatten sich deshalb in den letzten Tagen Hinweise verdichtet, die in eine ganz neue Richtung wiesen: Steckte der Richter in einer Midlife-Crisis und war mit einer Geliebten durchgebrannt?

»*Un amour fou*«, sagte Yolande und bekam einen verträumten Blick, »wie romantisch.«

»Unsinn, es geht um Sex. Es geht immer nur um Sex.« Véronique stand am Tresen und hielt einen Espresso in der Hand. Véronique war 83 Jahre alt und nach Meinung von Leon die beste Boulespielerin des Département. In ihrem Mundwinkel glimmte die obligatorische Gauloise, die Véronique auch dann nicht ausmachte, wenn sie Jérémys Café betrat. »*Mon Dieu*«, sagte Véronique, »bei den Männern musst du doch nur die richtigen Knöpfe drücken, und schon verlieren sie den Verstand.«

»Drück mir bloß nicht auf meine Knöpfe«, rief Jean-

Claude, der in seinem Rollstuhl durch den Eingang kam und in einer dramatischen Geste beide Hände hob.

»An alten Männern bin ich nicht interessiert«, sagte Véronique. »Das solltest du inzwischen wissen.«

»Vorsicht, *Docteur*, jetzt sind Sie dran«, rief Jérémy von der Bar her und stellte den *Café Crème* und den Teller mit dem Croissant auf die Theke. »Wenn sie so redet, ist sie auf Männerjagd.«

»Vielleicht sind die beiden ja in einem diskreten Hotel. Und sie lieben sich, Tag und Nacht.« Bei dieser romantischen Vorstellung seufzte Yolande tief.

»Jetzt krieg dich mal wieder ein«, Jérémy schob das Tablett vor seine Frau. »Und bring dem *Docteur* seinen *Crème*.«

»Was heißt diskretes Hotel?«, sagte Jean-Claude. »Diesen Lambert zeigen sie doch ständig im Fernsehen. Der kann sich nicht verstecken. Stimmt's, Leon?«

»Ich würde ihm jedenfalls wünschen, dass er mit einer schönen Frau unterwegs ist.«

»Wirklich?«

»Unser *Docteur* ist ein Romantiker«, sagte Véronique zu Jean-Claude, »hast du das nicht gewusst?«

»Klingt nicht so, als würdest du an einen romantischen Liebesausflug glauben.« Jean-Claude versetzte seinem Rollstuhl einen Stoß und rollte näher an Leon heran.

»Ich versuche nur, mir nicht die Alternative vorstellen zu müssen«, sagte Leon, während Yolande ihm das Frühstück brachte.

»Was wäre denn die Alternative?«, fragte Yolande.

»Dass er bereits tot ist.«

In diesem Moment summte Leons Handy. Er klopfte auf die Taschen seines Leinensakkos, konnte das Gerät aber

nicht ertasten. Dann sah er das Telefon unter der Zeitung auf dem Tisch liegen. Er warf einen Blick auf das Display. »Dr. Menez« stand da. Leon schaltete das Telefon ein.

»Ritter«, meldete sich Leon. Doktor Menez war der Leiter der Unfallchirurgie in Saint-Sulpice. Wenn der Arzt ihn an einem Samstagvormittag anrief, musste er gute Gründe haben.

»Tut mir leid, ich hoffe, ich habe Sie nicht gestört«, sagte Menez.

»Na ja«, sagte Leon. »Ich sitze gerade bei einem *Café Crème* in der Sonne am Meer und lese gemütlich meine Zeitung.«

»Ja, also ...«, er räusperte sich. »Ich bin in der Klinik. Und es gibt da ein Problem, *Docteur*, bei dem ich Ihren fachlichen Rat brauchen könnte.«

»Am Telefon?«

»Nein, Sie müssten bitte hierherkommen.«

»Worum geht es denn?«

»Am besten, Sie machen sich selber ein Bild von der Patientin«, sagte Menez.

»Na gut. Ich kann in einer halben Stunde bei Ihnen sein«, sagte Leon und legte auf.

2. KAPITEL

»Was wissen die schon wieder, das wir nicht wissen, *merde!*«, Thierry Zerna knallte die Zeitung auf den Tisch. Der Chef der *Gendarmerie Nationale* sah lauernd in die Runde seiner Mitarbeiter. Betretenes Schweigen. Im engen Besprechungsraum war es heiß und stickig.

»Die Typen vom *Var-Matin*, die saugen sich so einen Scheiß aus den Fingern«, sagte Lieutenant Masclau. »Das bedeutet gar nichts.«

»Gar nichts? Ich bin heute Morgen um Viertel nach sieben vom Staatsanwalt angerufen worden. Der wollte den Namen der Geliebten von mir hören.« Zerna war sauer. Wenn es darum ging, die Lorbeeren zu kassieren, standen Kripo und Staatsanwaltschaft in Toulon immer in der ersten Reihe. Aber kaum gab es irgendein Problem bei den Ermittlungen, dann wurde die *Gendarmerie Nationale* dafür verantwortlich gemacht.

»Wir haben bereits mit allen in Frage kommenden Personen gesprochen«, sagte Lieutenant Begot. »Die Aussagen liegen Ihnen vor in den Anhängen 16, 25 und ...«

»Ja, ja, ja«, unterbrach Zerna und winkte ärgerlich ab, »hab ich gelesen.«

Pascal Begot war ein unerträglicher Klugscheißer, der für drei Monate bei der *Gendarmerie* in Le Lavandou mitarbeitete. Ein Neffe des Kripochefs in Toulon, der Polizeiarbeit und polizeiliche Strukturen im »ländlichen Bereich«

kennenlernen sollte, wie es in dem Schreiben an Zerna hieß. Im Klartext: Pascal Begot sollte sich ein paar schöne Wochen in Le Lavandou machen, bevor er von seinem Onkel auf eine prestigeträchtige Stelle bei der Kripo gesetzt wurde. Ein Punkt, der *Commandant* Zerna ganz besonders schmerzte, denn er spekulierte seit Jahren auf einen Job bei der Kriminalpolizei in Toulon, bisher vergeblich.

»Ein Tipp aus der Praxis, Lieutenant: Es gibt immer irgendwo irgendjemanden, mit dem man noch nicht gesprochen hat.« Zerna lächelte mit falscher Liebeshübschheit und sah seine Stellvertreterin *Capitaine* Isabelle Morell an, die neben ihm saß. Isabelle war eine attraktive Person. Ein Stückchen größer als Zerna, was der Polizeichef aber nicht als Hindernis ansah, im Gegenteil. Isabelle war dunkelhaarig und strahlte mit ihrem schmalen Gesicht und den hohen Wangenknochen eine gewisse Exotik aus. Und sie war geschieden. Aber dummerweise war sie an Zerna nicht im Geringsten interessiert.

Isabelle hatte längst bemerkt, wie bei Zerna die kleine Ader an der linken Schläfe anschwell. Ein sicheres Zeichen dafür, dass einer seiner berüchtigten Wutanfälle bevorstand.

»Ich habe den Artikel auch gelesen, *Patron*. Reine Spekulation, wenn Sie mich fragen«, sagte sie.

»Und die Blumen?«, Zerna zog sich die Zeitung heran, die auf dem Besprechungstisch lag. »Hier«, er tippte auf den Artikel und las vor, »... erinnert sich Blumenhändlerin Monique Jospin (36), dem verschwundenen Richter zur fraglichen Zeit einen Strauß Mimosen verkauft zu haben ...« Zerna sah seine Stellvertreterin vorwurfsvoll an und hielt die offenen Hände vor sich wie Christus vor seinen Jüngern. »Und wir, wir stehen da wie die Trottel.«

Commandant Thierry Zerna befürchtete ständig, dass er nicht mit dem angemessenen Respekt behandelt wurde, nicht von seinem Team und schon gar nicht von den Beamten der Kriminalpolizei in Toulon. Das lag nicht nur daran, dass er knapp 1,72 Meter groß war, was er durch Cowboystiefel mit besonders hohen Absätzen zu kompensieren versuchte. Zerna hatte einen Minderwertigkeitskomplex, gegen den er mit ständig neuen Bodybuilding-Programmen ankämpfte. Dass Isabelle seine Annäherungsversuche geflissentlich übersah, nahm er inzwischen als Schicksal hin. Aber warum sie sich statt für ihn für diesen Rechtsmediziner aus Deutschland entschieden hatte, blieb ihm ein Rätsel.

»Ich habe bereits mit Madame Jospin telefoniert«, sagte Isabelle beschwichtigend. »Richter Lambert hat öfter Blumen bei ihr gekauft. Und die waren jedes Mal für seine Frau. Ob er allerdings an dem fraglichen Tag Blumen gekauft hat, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern.«

»Hier erzählt sie aber was ganz anderes.« Zerna tippte ungeduldig auf den Artikel.

»Sie sagt, die Leute von der Zeitung hätten ihr das in den Mund gelegt«, antwortete Isabelle. »Auf der anderen Seite«, sie warf einen Blick auf das Foto in der Zeitung, »Richter Lambert ist ein attraktiver Mann und im besten Alter.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Zerna.

»Es würde mich nicht überraschen, wenn er tatsächlich eine Geliebte hätte.«

»Na, sehr gut, dann finden Sie das heraus.« Zerna sah seine Mitarbeiter herausfordernd an.

»Zwischen hier und Aix liegen mehr als 100 Kilometer«, meinte Masclau.

»Genau 121 Kilometer«, korrigierte Begot, dessen Uni-

form aussah, als hätte er sie gerade aus der Reinigung geholt.

»*Voilà*, dann legen Sie gleich mal los, Begot«, sagte Zerna zu dem Praktikanten, der ihn irritiert ansah.

»Aber wie soll ich ...«, Begot blickte hilflos zu Isabelle.

»Lambert fährt einen weißen BMW X4. Das ist ein ziemlich auffälliges Auto«, sagte die stellvertretende Polizeichefin. »Vielleicht steht der Wagen ja öfter vor einem fremden Haus und ist jemandem aufgefallen. Vielleicht hat Lambert mal ein Ticket wegen Falschparkens bekommen. Oder für zu schnelles Fahren. Wenn ja, wo war das? Alles könnte ein Hinweis sein.«

»Aber vielleicht steht Lambert ja auch am Montag wieder in Toulon im Gericht«, sagte Zerna, der es nicht schätzte, wenn jemand anderer als er selbst Ideen entwickelte. »Vielleicht hatte er ja einfach nur die Schnauze voll von Job und Familie und hat sich eine kurze Auszeit gegönnt.« Zerna sah in die Runde. »Dann möchte ich nicht zu denen gehören, die seine Geliebte haben aufliegen lassen.«

»Und wenn es doch eine Entführung war?«, fragte Isabelle.

»Bringen Sie mir einen Hinweis, dass wir es mit einem Verbrechen zu tun haben«, sagte Zerna, »und ich setze die ganze Kavallerie in Gang. Aber bis dahin bleiben wir diskret und ermitteln im Hintergrund. Genau so, wie das Justizministerium es wünscht. Sonst noch was?«

»Die Leute vom Festkomitee wollten mit uns die neue Route für den Umzug besprechen«, sagte Masclau.

»Bitte, Masclau, wir haben jetzt wirklich andere Probleme als den verdammten Blumenkorso«, blaffte Zerna.

Wenige Minuten später saß Isabelle in ihrem Büro. Es hatte sie einen Anruf bei der *Gendarmerie Municipale* ge-

kostet, und sie wusste, dass sie bei der Idee mit den Strafzetteln nicht weiterkam. Nicolas Lambert schien nicht nur ein braver Familienvater, sondern auch ein vorbildlicher Verkehrsteilnehmer zu sein. Es gab nur einen einzigen Eintrag im Polizeicomputer: Der Richter hatte letztes Jahr vergessen, die obligatorische Versicherungsmarke hinter seine Windschutzscheibe zu kleben.

Es klopfte, und Moma stand schon in der Tür, bevor Isabelle »Entrez« gesagt hatte.

»Da will dich jemand sprechen. Hast du einen Moment?«, fragte er.

Lieutenant Mohammad Kadir, von allen Moma genannt, hatte algerische Eltern. Geboren war er allerdings in Marseille, und in seiner Seele war er französischer als die meisten Franzosen.

»Du weißt doch selber, was hier los ist«, sagte Isabelle.

Moma hielt die Tür nur einen Spaltbreit geöffnet und sah über seine Schulter, so als wollte er einen ungebetenen Gast zurückhalten.

»Madame Simon will dich sprechen, sie hat gesagt, es wäre dringend.«

»Ich weiß schon, der Blumenkorso«, seufzte Isabelle genervt. »Sag ihr, sie soll morgen früh vorbeikommen. So gegen neun Uhr.«

In diesem Moment drängte eine Frau an Moma vorbei, die sich ihre Sonnenbrille in die blonden Haare geschoben hatte. Josette Simon, Leiterin des Fremdenverkehrsamtes, war 34 Jahre alt und eine äußerst attraktive Erscheinung. Sie trug eine blassblaue Bluse, auf deren Brusttasche das Signet von Le Lavandou eingestickt war, die beiden Walfluken. Darüber hatte sie eine blaue Strickjacke gezogen. Der beigefarbene Rock und die Pumps zeigten den Ge-

schmack einer Frau, die wusste, wie man sich elegant kleidete, ohne aufdringlich zu wirken.

»Verzeihen Sie bitte, wenn ich hier so hereinplatze, *Capitaine* Morell, aber ich würde Sie gerne sprechen.« Sie sah Isabelle an und machte eine kleine Bewegung mit den Augen in Richtung Moma. Ein kurzer Moment des Schweigens entstand, in dem die Besucherin ihren Mut zu verlieren schien. »Ich kann natürlich auch später ... ich meine, wenn Sie jetzt keine Zeit ...«

»Nein, bitte bleiben Sie«, Isabelle spürte sofort, dass es etwas gab, was die sonst so selbstbewusst auftretende Frau ernsthaft beunruhigte.

»Wollen Sie einen Kaffee, Madame Simon, ich brauche nämlich dringend einen.«

»Danke, gerne«, antwortete die Besucherin. »Sehr nett von Ihnen.«

»Könntest du uns bitte zwei Kaffee holen, Moma?«, sagte Isabelle.

»Versteh schon, geht klar.« Moma schloss die Tür und verschwand.

»Bitte«, sagte Isabelle und wies auf den Besucherstuhl. »Setzen Sie sich doch.«

»Es gibt da etwas, das ich Ihnen sagen möchte ...« Madame Simon sah den *Var-Matin* auf Isabelles Schreibtisch liegen und zögerte. »Ich sehe, Sie haben die Zeitung schon gelesen.«

Isabelle beobachtete die Besucherin. Madame Simon hatte ihre Sonnenbrille abgenommen und hielt sie mit beiden Händen fest. Dabei wich sie Isabelles Blick aus.

»Hat es mit Monsieur Lambert zu tun?«, fragte Isabelle mit Blick zur Zeitung.

Josette Simon nickte, schwieg aber.

»Bitte, Madame Simon, wenn Sie irgendetwas wissen, das uns helfen kann?«

»Ich möchte auf keinen Fall, dass irgendjemand ...« Sie unterbrach sich erneut.

»Wir behandeln alle Informationen mit absoluter Discretion.«

»Monsieur Lambert und ich, wir ...«, die blonde Frau räusperte sich und konnte nicht weitersprechen.

Isabelle sah ihre Besucherin an. In diesem Moment brachte Moma ein Tablett mit zwei Tassen Kaffee, das er vor Isabelle auf den Schreibtisch stellte.

»Danke, Moma«, sagte Isabelle, und der Lieutenant verließ den Raum. »Bitte, bedienen Sie sich.« Isabelle schob das Tablett zu ihrer Besucherin hin.

»Wie lange geht die Affäre mit Monsieur Lambert schon?«, fragte sie ganz unverblümt, als wäre das Verhältnis allgemein bekannt.

Madame Simon zuckte zusammen, als hätte sie ein kleiner Stromschlag getroffen. Sie sah einen Augenblick zur Tür, dann zurück zu Isabelle.

»Seit vergangenen Silvester«, sagte sie dann leise. »Seit dem großen Empfang im Rathaus.«

»Wann haben Sie den Richter zum letzten Mal gesehen?«

»Das war letzte Woche. Er schaute bei der Besprechung zum Blumenkorso bei mir vorbei. Nicolas, ich meine Monsieur Lambert, er ist mit im Förderverein.«

»Ja, ich weiß, ich habe Monsieur Lambert dort auch schon getroffen«, sagte Isabelle. »Und was war vergangenen Montag? Haben Sie ihn da auch gesehen?«

Madame Simon schüttelte den Kopf. »Er wollte mich eigentlich abholen. Wir wollten zusammen nach Aix fahren, am Nachmittag. Aber er ist nicht gekommen.«

»Und da haben Sie sich nicht gewundert?«

»Doch, natürlich. Aber ich dachte, dass es Probleme mit seiner Frau gegeben hat. Sie ist sehr eifersüchtig. Ich wollte ihn nicht noch zusätzlich in Schwierigkeiten bringen.«

»Sie haben ihn gar nicht angerufen?«

Madame Simon schien einen Moment mit der Antwort zu ringen. »Doch, einmal, das war so gegen 19 Uhr.«

»Ist er rangegangen?«, fragte Isabelle.

»Ich weiß es nicht«, sagte Josette Simon. Isabelle sah sie irritiert an. »Ich meine: Der Anruf wurde entgegengenommen, aber es hat sich niemand gemeldet.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich habe gehört, wie jemand geatmet hat.« Sie sah Isabelle unglücklich an.

»Das war aber nicht alles, oder?«

Madame Simon zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich glaube, ich habe noch etwas gehört. Es klang wie ein Stöhnen. So, als ob jemand große Schmerzen erleidet.«

Isabelle schaute die Frau prüfend an.

»Vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet. Ich war aufgeregt, ich ... Wem hätte ich denn davon erzählen sollen?« Die Besucherin klang verzweifelt.

»Ist schon in Ordnung, *Madame*. Jetzt haben Sie es ja mir gesagt. Aber Sie müssen das auch dem Staatsanwalt erzählen.«

»Nicolas hätte sich nie so einfach abgesetzt, wie die im Fernsehen behaupten. Er hat mir noch gesagt, dass er nicht viel Zeit hat, weil er am Montag einen dringenden Termin beim Staatsanwalt hat.«

Madame Simon schluchzte und vergrub ihr Gesicht in den Händen.

3. KAPITEL

Leon hatte nur zwanzig Minuten von Le Lavandou zur Klinik Saint-Sulpice bei Hyères gebraucht. Er stellte seinen dunkelblauen Peugeot Cabriolet Baujahr 1993 auf dem Parkplatz für die Mitarbeiter ab, wo der Klassiker zwischen all den brandneuen BMWs, Peugeots und Citroëns wie ein Denkmal aus einer anderen Zeit wirkte.

Leon lief zum Haupteingang der Klinik, die erst vor wenigen Jahren durch einen modernen Anbau vergrößert worden war. Dabei hatte Klinikchef Dr. Hugo Bayet nicht nur auf einem Hubschrauberlandeplatz für Notfallpatienten, sondern auch auf einer eigenen Rechtsmedizin bestanden. Normalerweise leisteten sich nur große städtische Kliniken, die mit Universitäten verbunden waren, solche Abteilungen. Aber Dr. Bayet verfügte über ausgezeichnete Kontakte zum Präfekten des Départements und über noch bessere Kontakte nach Paris. Und eine eigene rechtsmedizinische Abteilung, so hatte Dr. Bayet gehofft, dazu noch unter der Leitung eines renommierten Pathologen, würde ihn seinem Traum von einem Lehrstuhl an der Medizinischen Universität von Marseille näherbringen. Doch der Klinikleiter wartete noch immer auf seine Professur. Was unter anderem daran lag, dass Dr. Leon Ritter äußerst eigenwillige Methoden an den Tag legte, wenn es um die Forensik ging. Dabei schreckte der Rechtsmediziner aus Deutschland auch nicht davor zurück, sich

mit der einflussreichen Staatsanwaltschaft von Toulon anzulegen.

Leon ging auf den gläsernen Eingang der Klinik zu. Um diese Jahreszeit war es noch ruhig in Saint-Sulpice, und auch für den *Médecin Légiste*, den Rechtsmediziner, gab es nicht viel zu tun. Das würde sich in den kommenden Monaten ändern, wenn Le Lavandou und Umgebung von Tausenden von Touristen gestürmt wurde. Dann nahm auch die Zahl der tödlichen Autounfälle wieder zu, oder die Besucher brachten sich durch Leichtsinn, Alkohol oder einfach nur durch eine ungesunde Lebensweise um.

Schwester Monique kam Leon bereits entgegen, als er die Eingangshalle der Klinik betrat.

»*Bonjour, Docteur*«, sagte sie aufgekrazt, denn sie verehrte den Arzt aus Deutschland, was sie aber niemals zugegeben hätte. »Dr. Menez erwartet Sie oben auf der Unfallstation. Er hat schon dreimal angerufen.«

»Dann muss ich mich wohl beeilen, damit ich keinen Ärger bekomme.« Leon lächelte Monique an.

»Aber *Docteur*, er wartet bestimmt gerne auf Sie!« Sie sah ihren Lieblingsarzt mit verschwörerischer Miene an. »Es geht um eine Patientin. Sie wurde überfallen. Schlimm.«

»Wie immer hervorragend informiert, Schwester Monique«, sagte Leon.

»Die Treppe wird heute abgeschliffen. Sie müssen also den Lift nehmen oder über das Rückgebäude nach oben gehen.«

Leon nahm immer die Treppe. Er redete sich ein, dass er auf diese Weise etwas für seine Kondition tat. In Wirklichkeit hasste er enge, geschlossene Räume. Und mit anderen Menschen dicht an dicht in einer Sardinienbüchse zu ste-

hen und auf die Stockwerksanzeige zu glotzen, war für ihn ein Alptraum. Aber heute war die Klinik kaum besucht, und der Lift wartete einladend, leer und mit geöffneten Türen. Leon stieg ein und drückte auf den Knopf für die vierte Etage, als sich noch eine Klinikmitarbeiterin hindrängte.

»*Bonjour, Docteur*«, sagte die Frau höflich, die eine orangefarbene Signalweste über der weißen Klinikkleidung trug.

Leon war der Frau schon ein paarmal begegnet. Carole Abadie war eine etwas ruppige, aber freundliche Unfallsanitäterin, die den Krankenwagen fuhr. Gelegentlich war sie auch schon in der Rechtsmedizin vorbeigekommen. Sie trug ihr Haar kurz geschnitten und leuchtend rot gefärbt, was in einem irritierenden Kontrast zur Farbe der Signalweste stand.

Die Türen schlossen sich, und der Aufzug summte nach oben. Zwei Personen hatten reichlich Platz in dem Lift, trotzdem fühlte Leon sich beengt. In diesem Moment ruckelte die Kabine und blieb stehen. Auf der Anzeige leuchtete die »3«, aber die Türen blieben geschlossen.

Die Panik kam ganz plötzlich und überrollte Leon wie eine dunkle Welle. Er ballte die Hände zu Fäusten und versuchte, jeden Gedanken über seine Situation zu verdrängen: Das war ein ganz normaler Lift, gleich würde sich die Tür öffnen, und sie wären da. Nein, sagte eine andere Stimme in ihm, wir hängen fest, und keiner kann uns helfen. Und wenn die Bremsen nicht halten, dann geht es gleich fünfzehn Meter nach unten. Leon spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Madame Abadie sah besorgt in seine Richtung.

»Es geht bestimmt gleich weiter. Das sind nur die Leute

von der Inspektion, die überprüfen die Funktionen«, versuchte sie, Leon zu beruhigen.

Leon winkte ab. In diesem Moment war er nicht in der Stimmung für Small Talk. Er war mit dem Bekämpfen seiner Panik beschäftigt.

»Sie müssen schön atmen«, sagte die Frau im leutseligen Tonfall aller Krankenschwestern. »Ruhig und gleichmäßig atmen: ein und wieder aus.«

»Danke, ich bin selber Arzt«, presste Leon heraus, und es klang ruppiger, als er beabsichtigt hatte.

Madame Abadie sah betreten zu Boden. Leon musste sich festhalten. Er merkte, wie ihm schwindlig wurde. Gleich würde er in diesem Lift, vor dieser Schwester ohnmächtig zusammensinken. Die gesamte Klinik würde darüber reden.

»Nimm dich zusammen«, beschwor sich Leon. »Das ist nur ein Lift. Immer schön ein- und ausatmen.«

In diesem Moment tat es einen Ruck, und die Kabine fuhr wieder an. Leon spürte, wie ihn die Angst verließ. Sekunden später öffneten sich die Türen im vierten Stock. Erleichtert ging Leon zum Ärztezimmer, wo ihn Dr. Menez erwartete.

»*Bonjour, Docteur*«, sagte Leon.

»Danke, dass Sie kommen konnten«, antwortete Dr. Menez. »Die Patientin heißt Nathalie Leclerc, ist 25 und kam heute Nacht hierher. Ein Mann hat sie mit einem Messer verletzt und versucht, sie zu vergewaltigen. Sie ist noch ziemlich traumatisiert.«

»Liegt sie hier auf der Station?«, fragte Leon.

»Gleich vorne im Gang links«, antwortete Dr. Menez. Er deutete auf den Tisch, auf dem ein frischgebügelter Ärztekittel lag. »Ich denke, das ist Ihre Größe.«